

und wohlgeordnet, die wichtigsten Texte beisammen, wobei besonders zu begrüßen ist, daß auch Calvin, für den Schimmelpfennig noch Fehlanzeige erstattet hatte, ein besonderes Kapitel gewidmet ist und daß auch — als Beweis dafür, daß noch die zweite Generation der Reformierten wie die reformatorischen Väter lehrten — Heinrich Bullinger gedacht wird. Es zeigt sich ein Dreifaches: einerseits traten die Reformatoren mit Leidenschaft der Gefahr der Abgötterei im Marienkult entgegen und bezeugten Jesus als den einzigen Mittler; andererseits strömte ihnen aber das Lob der biblischen Mariengestalt in ihrer einmaligen Bedeutung in der Heilsgeschichte und ihrer Vorbildlichkeit für den Glauben in beredten Worten über die Lippen und in die Federn; schließlich zeigte sich — bei den einzelnen Reformatoren in unterschiedlicher Stärke und Akzentuierung — noch manche unkritische Verwertung marianischen Traditionsgutes, etwa der Behauptung und Verteidigung der Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens und — schon unsicherer — ihrer Unbefleckten Empfängnis oder ihrer Assumptio.

W. Tappolet möchte, nachdem er den unwiderlegbaren Beweis für das volltönende Marienlob der Reformatoren erbracht hat, diesem Marienlob wieder in den evangelischen Kirchen Raum verschaffen, wobei er sich des Beistandes nicht nur der Reformatoren, sondern auch zeitgenössischer Theologen wie K. Barth, W. Stählin und H. Asmussen versichert. Leider tut er dann im Nachwort seiner unbestritten löblichen Absicht den denkbar schlechtesten Dienst, wenn er argumentiert, gewisse protestantische Mangelercheinungen könnten nur durch Wiedereinführung des weiblichen, sprich: marianischen Elementes in den evangelischen Gottesdienst überwunden werden. Hier wird die natürliche Religion, die — wie Delius und Miege nachgewiesen haben — ja gerade das Christentum der römischen Kirche verfälscht hat, auch für uns zur akuten Gefahr, auf die wir hinweisen müssen und vor der wir zu warnen haben.

Aus dem Studium der vorliegenden drei evangelischen Bücher zur Marienfrage ergibt sich ein Dreifaches:

1. Karl Barth hat einst den Satz nieder-

geschrieben: „Die Mariologie ist eine Wucherung, d. h. eine krankhafte Bildung des theologischen Denkens. Wucherungen müssen abgeschnitten werden.“ Und sogar: „Wo Maria ‚verehrt‘ wird, wo diese ganze Lehre und die entsprechende Devotion ihren Lauf hat, da ist die Kirche Christi nicht.“ Diese Sätze haben nach dem Studium der Werke von Delius und Miege ihr schweres Gewicht behalten. Die Konzilsväter bemühen sich darum, den von Rom getrennten Kirchen in Zukunft wenigstens den Titel „kirchliche Gemeinschaften“ beilegen zu können. Wir bitten sie angesichts des kirchenspaltenden Ärgernisses, das selbst den Aufgeschlossenen unter uns Marienlehre und Marienkult nach wie vor bereiten, es auch uns nicht weiter so schwer zu machen, in der Kirche Roms eine wahre christliche und apostolische Kirche erkennen und anerkennen zu können.

2. Dies aber dürfen wir nur aussprechen — und hier liegt unsere ökumenische Aufgabe für Verkündigung und Gottesdienstgestaltung —, „wenn wir den Raum, der uns vergönnt ist, die Mutter des Herrn selig zu preisen und zu benedizieren, mit unseren Herzen, mit unseren Gedanken und mit unseren Lippen erfüllt haben“ (W. Stählin). Es ist Tappolets Verdienst, der reformatorischen Christenheit auf diesem Wege ein gutes Gewissen gegeben und ein Stücklein weitergeholfen zu haben.

3. Unverkennbar sind die Marienverehrer Menschen, die von Herzen fromm sein wollen. Etwas von dieser inbrünstigen Frömmigkeit vermißt Tappolet — weithin leider nicht zu Unrecht — in unserer Kirche. Aber dieser Not ist gewiß nicht durch stärkere Betonung des durch Maria personifizierten weiblichen Elementes abzuhelpen, sondern nur durch Erweckung einer lebendigen, biblisch orientierten Christusfrömmigkeit, in der auch die Mutter des Herrn den ihr gebührenden Platz einnehmen wird. Ulrich Valeske

Max Thurian, *Frère de Taizé*, Marie, Mère du Seigneur et figure de l'Eglise. Les Presses de Taizé 1962. 286 Seiten.

Es geht dem bekannten Theologen der Gemeinschaft von Taizé in dem vorliegenden Buch nicht um eine polemische Auseinandersetzung mit verschiedenen in der

Christenheit geläufigen Auffassungen über die Gestalt der Maria, sondern die Absicht und das Ziel seiner Schrift bestehen darin, uns einen neuen Zugang zu dieser wichtigen Person in der Geschichte Gottes mit uns Menschen zu verschaffen. Niemand soll verletzt, jedermann aber ermuntert und ermutigt werden, sich den Quellen des Evangeliums zuzuwenden und sich hier auf die Übereinstimmung und die Solidarität mit der Tradition der Kirche zu besinnen. In diesem Sinne geht es wirklich um ein ökumenisches Unternehmen, das im Nachdenken über die Person der Maria zur Erbauung der Christen in der heutigen Welt beitragen soll.

Dazu wird mit einer gewichtigen Betonung der christlichen und besonders der reformatorischen Tradition die Bedeutung Marias in und für die Kirche als Gleichnis und Vorbild des Vertrauens, des Gehorsams und der Erwartung in einer anschaulichen Weise dargestellt. Vor allem aber wird ihre Bezeichnung als Gottesmutter als ein Hinweis und Ernstnehmen des Geheimnisses der Inkarnation aufgewiesen. In diesen Zusammenhang gehört es auch, daß die Distanz Jesu Christi zu jedem Geschöpf, also auch zu seiner Mutter, in einer sachentsprechenden Weise herausgehoben und betont wird; so kann sich auf keinen Fall in der Gestalt Marias eine Konkurrenz für die einzigartige Mittlerstellung Jesu Christi einschleichen. Man fragt sich allerdings, ob die Gegenüberstellung zu Abraham als dem Vater des Glaubens in der Aussage von Maria als der „Mutter des Glaubens“ (S. 94), ob die in Maria zum Ausgleich gegenüber der „notwendigen Autorität“ zum Ausdruck kommende „mütterliche Liebe“ (S. 253) oder ob die Behauptung von der fortwährenden Jungfräulichkeit (gegen Matth. 12, 46–50 und par.; hier in diesem Buche werden die *ἀδελφοί* einmal mit „Verwandte“ übersetzt, wo es sich um die leiblichen Brüder Jesu handelt, aber mit „Brüder“ wiedergegeben, wo es um die Gemeinschaft der Gläubigen geht (S. 207), eine genügend breite schriftgemäße und damit solide Grundlage haben. Diese kritischen Anmerkungen wollen und können in keiner Weise die wichtige Bedeutung und die bedeutsame Hilfe dieses Buches schmälern, das für eine sachgemäße Orientierung in dieser Frage des ökumenischen

Gesprächs von wirklichem Nutzen und Gewinn ist.
Rudolf Pfisterer

KIRCHEN- UND KONFESSIONSKUNDE

Guy F. Hershberger. Das Täuferum — Erbe und Verpflichtung. Band II der Reihe B von „Die Kirchen in der Welt“. Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1963. 332 Seiten. Leinen DM 28.50.

Dieses Sammelwerk, das in 25 Aufsätzen in das mennonitische Täuferum einführt, ist einer von vielen notwendigen Beiträgen im derzeitigen Gespräch zwischen den Kirchen. Wer das Täuferum nicht kennt, wird manche Erkenntnis über Wesen und Auftrag der Kirche, die sich aus dem ökumenischen Gespräch ergibt, für neu halten, während eben dieses „Neue“ dort bereits vor vierhundert Jahren formuliert und praktiziert worden ist. Es ist auffallend, wie viele Parallelen sich zwischen dem Gemeindeverständnis der Täufer einerseits und dem ekklesiologischen Denken der Ökumene, besonders bei den Vertretern einer dynamischen Theologie des Laientums, andererseits finden. Darum sind die Kapitel über die Theologie des Täuferums und über ihre Entstehung für das Gespräch über die Kirche besonders ergiebig.

Die Bedeutung dieser ganzen Forschungsarbeit wird beispielsweise durch den Hinweis Littells unterstrichen, daß Kirchentag und Evangelische Akademien mit ihrer Sammlung der Laien „vor-täuferische“ Elemente in der kirchlichen Entwicklung Deutschlands seien. Fritz Blanke betont wie früher schon, daß der „Fehler“ der Täufer nur darin bestand, zu früh angetreten zu sein. Andere Beiträge, die sich mit Geschichte und kulturellen Auswirkungen des Täuferums beschäftigen, zeigen jedoch, daß auch ein biblisch orthodoxes Gemeindeverständnis keine Garantie bietet für bleibende Lebendigkeit. Peacheys Beitrag schließt das Buch mit der an die Mennoniten selbst gerichteten Forderung, „die Windeln eines kulturellen Kontinuum abzuwerfen und wieder allein Christus nachzufolgen“ (S. 321). Wo das gelänge, sei die Beschäftigung mit dem täuferischen Leitbild, das auch im vorliegenden Band von Harold S. Bender großartig herausgearbeitet wird, von Nutzen.